Wie die Lindenmüllerin die Sprache wieder bekam.

Erzählung von Maria Antonietta v. Marbanes.

Das war einmal ein Frühlingssonntag, wie er, man könnte fast sagen, mit jedem Jahrzehnte seltener wird.

Verschwenderisch streute die Sonne ihr Gold auf Wald und Wiesen, und hatte dort Primeln wachgeküßt und weiße Gottesäuglein. Der Fliederstrauch drängt seine schwellenden Knospen, aus denen bereits die grünen Blättchen hervorschauen, in die würzige Frühlingsluft, und hoch im Aether trillert die Lerche ihr Jubellied.

Drüben in Hallanden, im Kirchdorf, läuteten die Glocken.

Freilich, wenn der Buchwald, der den Hügel nach Hallanden zu abgrenzt, sein dickes Laubkleid trägt, oder an Werktagen die Oelmühle stampft, hört man sie alle beide kaum.

Die Mühle, die in die Riedgauer Gemeinde gehört, zeigte nichts Romantisches; es müßte denn etwa einen Maler der verwetterte uralte Epheu, der die Front des Gebäudes überzieht, oder die Thatsache interessiren, daß die Leinölmühle eigentlich aus drei an einander klebenden Bauten besteht.

Hierher bringen die Leute zu Esel und Fuhrwerk die Säcke mit dem Leinsamen, und daß der Lindenmüller bei dem Geschäft sich nicht schlecht steht, beweist der neue und grün eingefaßte, hübsche Anbau: das Wohnhaus.

Das war alles frisch, prächtig und hellfarbig. Laden- und Hausthür grün angestrichen und die einzelnen Querbalken des Hauses fein rothbraun, die Mauern dagegen eckergelb. So ist es Riedgauer Sitte.

Aber die dort in dem Neubau das Hauszepter führt, ist keine Riedgauerin, keine Hallandnerin, sondern von jenseits der Berge, aus dem Thale, wo sie feingefältete weiße Häubchen tragen und buntseidene Brusttücher, die Frauen und Mädchen, und die Männer Kniehosen, Strümpfe und kurze, wattirte Jacken mit blanken Knöpfen.

Der dritte Anbau endlich, links von der Oelmühle, besteht aus Stallungen, Schuppen und Scheune, aus rothen Ziegeln und Lehm gebaut, und ohne alle Tünche, damit das Wohnhaus doppelt hervorsticht.

Eine Konkurrenz mit anderen Gebäuden hat die Lindenmühle überdies nicht zu fürchten, denn sie steht allein auf der Halde, drei Minuten vom Riedgauer Dorfe entfernt; das kommt daher, daß der Großvater des jetzigen Besitzers ein „Seltsamer" war, wie die Leute Einen heißen, dessen Thun und Gedanken über ihren Verstand hinaus gehen.

Er baute sich draußen an, und lebte lange als „Einsichtiger" mit Knechten und Mägden, ehe er heirathete.

Auch sein Enkel war ins Schwabenalter getreten, ehe er eine „Lindenmüllerin" heimführte — und dann wars auch noch eine „Besondere", wie die Riedgauer meinten.

Ueber den thauigen Raten der Wiese, die eine dicke Schlehdornhecke von den Ställen trennte, kam hastigen Schrittes ein Mann. Er trug einen großen Strauß aus silberweißen Weidenpalmen und Haselzweigen, an denen die gelblichen Kätzchen hingen.

Von der Hecke aus spähte er im Hofe umher. Da nichts sich regte, schlich er um das Haus, lauschte, stieg dann auf eine Holzbank, die neben der Thür angebracht war, und von der Bank auf zwei in der Mauer steckende Haken, die aussahen als seien sie extra zu dem Zwecke in der Nacht dahin praktizirt worden, ergriff den Strauß und legte ihn auf ein Fenster im niedrigen ersten Stockwerk.

So behutsam, wie er hinauf gekommen, stieg der Mann hinab, zog die Haken aus dem Mauerwerk, warf noch einen Blick auf das halb geöffnete Fenster, in dem der Strauß lag, und verschwand um die Ecke, um im Hofe sich beim Ziehbrunnen zu schaffen zu machen.

Gleich darauf knarrte die Thüre, die vom Wohnhaus in den Hof geht.

Der Lindenmüller, Stefan Andrach, der „Linden Sepp", wie die Leute kurzweg sagten, erschien im Rahmen, reckte sich ein wenig und sog die frische Morgenluft ein.

Als er des Wasser-Ziehenden ansichtig wurde, meinte er heiteren Sinnes:

„Kruzi Michel — hätt's beinahe verschlafen. So schlaf' i nit amal im härtesten Winter. Hast das Wagerl gerichtet für die Mehlfuhr, Tony, und die Braunen gefüttert?"

Der Angeredete nickte eifrig.

„Ja, Ohm', is Alles geschehen, wie Ihr geschafft habt. Eine Bitt' aber hätt' ich: Kutschirt das Wagerl allein heut' und laßt den Andres zur Aufsicht mitfahren, ich blieb gern daheim — —"

Der Lindenmüller sah sich seinen Neffen, das heißt, seiner Schwester Kind, nachdenklich an.

„Bist ein ganz kurioser Bursch! Steckst all'weil daheim.

Ich kann Di nit verstehen.

„Hätt'st eine Dirn', aber kein Bub' werden sollen! und im Weiterschreiten murmelte Stefan Andrach: „Weiß der Kukuk, wie Stanzy, mei' resolute Schwester, zu dem Tramzacher (Träumer) kommen is!"

Mittlerweile rührte sich's auch im Wohnhaus.

Anne-Marai, die Magd, wohl an die zwanzig Jahre in der Mühle, kam mit einem Korbe voll Kornfutter. Sie schritt über den Hof, öffnete einen breiten Verschlag, aus welchem ihr Gänse, Enten und Hühner schnatternd, gackernd und krähend entgegenflogen, denn an Sonn- und Feiertagen blieb das Geflügel eingesperrt, und streute das Futter.

Nachdem die Magd ihren Vorrath erschöpft und das sich streitende Hühnervolk neuerdings in sein Standquartier eingezwängt, trat sie zu dem jungen Burschen am Brunnen, der sich Gesicht und Hände jetzt gewaschen hatte.

Erst sah die Anne-Marai sich nach dem Lindenmüller um, der im Pferdestalle die Braunen musterte, dann sagte sie dem Tony leise und mit eigenthümlichem Blicke:

„S geht nit gut aus, — die Sach', mein Bub'. Merkt's ja bald ein Kind in der Wiegen, — und kommt er dahinter, dann Gnad Dir Gott! Hab' Mitleid mit Dir, und kann Dir's leicht mit verdenken, — hab' ja auch mal die Lieb' im Herzen getragen, und den frischesten Burschen im Thale umhalst, wenn mich auch heunt Keiner mehr anschaut, aber, 's geht nit gut aus, Tony."

Des Lindenmüllers Neffe sah seitwärts und strich sich das lockige Haar aus der hohen Stirn.

„Versteh Di nit, Anne-Marai! Was meinst denn?"

„S gibt fell ein Unglück! Drum hät' Dich, Bub! Hab' heunt Nacht ein ganz b'sonderen Traum gehabt, und seit vierzehn Tag' schreit von der Vesper bis zum Frühroth die Eul' auf dem Giebel der Oelmühl!"

Und vor sich hinredend, trat die Magd in die blitzblanke Küche, wo gleich darauf auf dem Herde das Feuer lustig prasselte.

Mittlerweile erschien am Fenster des Oberstübchens im Wohnhaus ein junges Weib. Es öffnete die Flügel weit, sah mit weltschichtigem Blick in die blaue und grüne Ferne, und der Wind spielte in den schwarzen, lockigen Haaren, die unter dem schneeweißen Häubchen hervorquollen.

Für ein Weib aus dem Volke, und das war die Marga doch, hatte sie ein merkwürdig schönes Gesicht.

Sie trug den faltenreichen hellblauen Rock mit breiten Sammetbesätzen, dazu schauten rosafarbene Strümpfe und niedliche schwarze Schuhe hervor.

So viel stand fest: War der Lindenmüller ein kräftiger, breitschultriger Fünfziger, so gab ihm sein Weib, die Marga, an Höhe und Gestalt nichts nach, obwohl sie kaum siebenundzwanzig Lenze gesehen hatte.

Nun hatte die Lindenmüllerin den Strauß aus Weidenpalmen und Haselzweigen gesehen. Ein Schimmer von Freude zog über ihr feines blasses Gesicht. Dann neigte sie ein Weilchen ihr Antlitz in die Halmenkätzchen, als wolle sie versuchen, wie sichs auf den Erstlingen des Frühlings ruhe. Die Hände dann über dem Strauße haltend, sah sie zum Morgenhimmel empor. Kein Laut kam aus ihrem Munde, auch die Lippen bewegten sich nicht, nur in den Augen glänzte es, wie krystallene Tropfen.

Eine Thüre knarrte im Hause. Die Lindenmüllerin nahm den Strauß, strich mit der Hand liebkosend über die Zweige und befestigte ihn dann hinter dem blanken Spiegel.

Nun war Marga die Treppe hinunter, und gleich darauf in der großen Wohnstube, die ausgefegt war. Sie schritt mit dankendem Lächeln an ihm vorüber, um aus dem Glasspind die Teller und Näpfe für den Morgenimbiß zu nehmen.

Während der Tony der elterlichen Gestalt nachsieht, durchschüttelts ihn wie Fieberfrost. Am liebsten legte er den heißen Kopf an den Thürbalken und schlüge die Hände vors Antlitz. Doch schon tritt der Lindenmüller ins Gemach, Anne-Marai mit dampfender Schüssel hinter ihm.

Bald sitzen Alle an der weißgescheuerten Tafel. Man hört nur das Klappern von Löffeln und Tellern und der Roggenbrei mit Speck ist im Nu zusammengeschmolzen.

„Sell ist gut," sagt der Lindensepp, und schnalzt mit der Zunge, den Speckbrei mit breitem Löffel essend, „sell is gut! Aber i seh' wieder einen, dem's Wohnen (meinen) wieder näher is, als das Essen. I fürcht immer, wir hab'n die längste Zeit alle friedliche Leutseln nebeneinander gewesen! Wenns Dir gar so schwer fällt bei Deim Ohm, Tony, na, kannst es ja mal wo anders probiren!"

Während über Margas Gesicht eine Blutwelle schoß, Anne Marai ängstlich drein sah, und der Tony weiß wurde, wie sein Leder, stand der Lindenmüller vom Tisch auf:

„I nehm Euch beim Worte, Ohm Stefan!" sagte der Bursche.

Darauf verließen die Magd und der Tony die Stube.

„Fährst mit zur Kirchen?" fragte der Lindensepp sein Weib.

Marga nickte langsam.

Draußen vom goldenen Schein der Morgensonne beglüht, fährt das ungleiche Paar an Schlehdorn und gelb und weiß blühenden Sträuchern, auf denen noch die Thautropfen blitzen, vorüber und der Lindensepp streift sein junges Weib mit einem eigenen Blick.

So gings den Hügel hinunter. Plötzlich scheuten die Pferde.

Aus dem Erdreich, der den Buchwald von der schmalen Fahrstraße trennt, erhob sich eine Gestalt und trat auf die erhöhten Wurzeln eines wurmzerfressenen Weidenbaumes, aus dessen verfaultem Stamme eine junge Generation von Zweigen sprießte.

Es war ein Mann in den Jahren des Lindensepp, von hundertfach geflickten Lumpen umgeben, die von dem zum Skelett abgemagerten Körper herabhingen. Um das raubvogelartige, von allen schlechten Leidenschaften zeugende Gesicht und die offene wettergebräunte Brust flogen die langen, halb ergrauten Haare vom Winde gepeitscht, in wirren Strähnen.

Als wollte er den Wagen aufhalten, so trat er näher. Seine Stimme klang heiser und wie des Sprechens ungewohnt.

„O, mei', das nenn' i Glück hab'n! Gleich beim ersten Schritt in die Heimath fahrt mir der reiche Lindenmüller entgegen! Bist schier erstaunt, an alten Bekannten in aller Gottesfrühe zu finden—"

Der Lindensepp brauste auf.

„Die Hand von die Roß! Was soll's?"

„Ei, ei!" meinte schmunzelnd und widerlich lachend der Andere, „glei' so hardt? Hab'n do manche Schüssel und manche Flaschen z'sammen geleert, im Wirthshaus die Karten aufgehau't, daß die Zeit nur so umer gangen is!"

„Mit Dir?" höhnte der Lindensepp, „kann mi nit erinnern, mit an so verlumpten Brüderl gemeinsame Sach je gemacht zu haben! Geh' Deiner Weg!"

Der Wegelagerer grinste.

„Kennst wirkli Dein Alt-Gesell, den Zacharias nimmer?"

Der Lindenmüller verfärbte sich. Ob er ihn kannte, den Raufbold und Strolch, den er zwei Jahre in der Oelmühle beschäftigt, bis er in einer Herbstnacht den Riedgauer Schmied Ganghofer meuchlings erschlug, dessen Weib er verführte. Zu zwanzig Jahren Kerker verurtheilt wurde der Mörder und die Leute hofften sich auf immer von ihm befreit. Nun stand er da, und sein Anblick allein machte das Mark in den Knochen erstarren.

Der ehemalige Altgesell bemerkte vergnügt den Eindruck, den seine Erscheinung machte.

„I seh'ch scho, Du kennst mi noch gut! Ja, mein lieber Lindenmüller, 's is mir nit gar gut ergangen, an für an ordentlichen Menschen is in der Schul' wo i war, an heili Geferrt. Selbwegen kannst mir aber do die Hand geb'n, und auch die da, die neben Dir sitzt."

Marga schmiegte sich unwillkürlich an ihren Mann. Drüben in Hallanden klangen die Kirchenglocken zum zweiten Male. Um von dem Strolche loszukommen, griff der Lindensepp in die Tasche und warf ihm ein paar Silbermünzen in den durchlöcherten Hut, der am Fuße der Weide lag.

'S is Zeit zur Messe! Da, trink Eins — —"

Mit der Kleinigkeit aber war der entlassene Sträfling jedoch keineswegs zufrieden. Er fiel nun wirklich den Pferden in die Zügel und schrie ergrimmt:

„O, mei! Wie der reiche Lindenmüller sich anstrengt! Zwei Batzen? Das is gestohlt! Unterschlupf brauch i, an ganzes Gewand, für den Hunger und Durst was Ordentliches, und ein Zehrpfennig, wann's mi hier nit mehr g'freut!"

Nun aber war's mit der Geduld des Lindensepps zu Ende.

„Such's wo Du magst, Lugenschippel (Lügner) und Mörder! Für solche Lumpen hab i kein Geld!"

Und ehe der Zacharias noch aus seinen könnte, hieb der Lindensepp auf die Rosse los. Das Handpferd stieg, und warf den Zerlumpten seitwärts neben den Weidenbaum in den Graben. Darauf sauste der Wagen die Böschung hinunter, daß Steine und Erdreich nur so um die Achsen flogen.

Geschehen war dem Zacharias nichts. Die Nase nur blutete ihm stark. Er kroch aus dem Graben, sah haßerfüllt den Davoneilenden nach und ballte die Faust.

„Ich gedenk' Dir's, und bald, Lindenmüller!"

Ein halb Stündchen später hatte die Anne-Marei einen fürchterlichen Schrecken. Wenn die Herrenleut im Kirchdorfe für die Mahlzeit alles gerichtet, und im Haushalte jedes an seinem Orte, dann begab sich die Magd vor das Wohnhaus, von dem man die Fahrstraße abwärts sehen konnte. Sie setzte sich auf der grüngestrichenen Holzbank; aber wie's so geht, die warme Sonne, die Einsamkeit, der volle Magen, sie nickte ein.

Da hörte sie eine Stimme leise ihren Namen rufen; eine Stimme, die sie unter Tausenden erkannt hätte, und die ihr doch das Herzblut und den Athem stocken machte.

„Anne-Marei, hörst mi nit?"

„Mein Gott! Der Zacharias!"

Und schon war er um die Ecke und neben ihr auf der Bank. Da sie sich aber über sein liederliches Antlitzen entsetzte und aufspringen wollte, hielt er ihre Hände fest und that der und wehmüthig. Fast schluchzend stammelte er:

„Willst auch Du mi net kennen, Anne-Marai, Du, einst mein Alles? Schau, was sie aus mir gemacht hab'n! Als einen jungen, frischen Menschen haben's mi fortgeschleppt, und so, zerschlagen und verhungert, komm i Dir wieder!"

Er hatte die richtige Saite in Anne-Marais Herz angeschlagen. Die dralle, hübsche Magd hatte den feschen, aber spottschlechten Altgesellen, der ihr mit zehn Eiden die Heirath versprach, unsäglich geliebt. Und mit der Erinnerung an glückliche Stunden zog das Mitleid mit dem von der Welt Verlassenen in ihre Seele ein.

Noch waren sie keine zehn Minuten beisammen, da hatte der Zacharias, trotz seiner scheußlichen Gestalt, fast den alten Platz in des nun vierzigjährigen Mädchens Herzen wieder erobert. Er versprach, mit ihr auszuwandern, weit, über das große Wasser, sich zu bessern, zu arbeiten, und die Anne-Marai zu seinem Weibe zu machen. Und die arme Betrogene eilte in ihr Kämmerlein und brachte den Strumpf mit den langjährigen Ersparnissen heraus und bat ihren wieder heimgekehrten „Herzallerliebsten", sich gut und anständig zu kleiden und mit dem Gelde alle Vorbereitungen zur Heirath und zum Auswandern zu treffen. So leicht hatte der Zacharias Habermas sich die Sache gar nicht vorgestellt.

Als das blanke Silber in seinem Brustlatz verborgen war, kam der ehemalige Altgesell auf die Plähle und seinen einstigen Herrn zu sprechen. Die Anne-Marai schenkte dem nunmehrigen „Bräutigam" vollstes Vertrauen.

„So — so!" meinte der Zacharias. „Also auf die vierzig Tausend Goldkronen meinst Du? 'S hat sich gemacht! Hm! Und auf der Sparkass' wäre alles Also hält der Lindensepp nix in der großen Kistentruhe, wie ehemals?"

Anne-Marai sah ihn ängstlich an.

„Zacharias — Du — Du hast doch kein' schlechten Gedanken?"

„O, mei'! Was denkst denn von mir? Beileibe nit! Ich meint nur! Und was is mit der Frau? Nit ein Wörtel hat's geredt, als i ihnen ein gesegneten Morgen geboten."

Die Magd seufzte.

„Glaub's schon, das nix geredt hat. Die arme Seel' ist stumm."

Und nun erzählte die Anne-Marai: wie die Marga als Kind wohlhabender Försterleute jenseits der Berge geboren; wie der Förster, im Glauben, ein Reh zu schießen, die eigene Gattin, die ihm ein gut Theil Weges entgegen gegangen, ins Herz getroffen, wie der Förster in wahnsinnigem Schmerz sich selbst ein Messer in die Brust gestochen — und Marga, die damals zehn Jahre zählte, im Entsetzen über den Verlust von Vater und Mutter zugleich, die Sprache an der Bahre der Eltern verloren, und seitdem niemals wieder erlangt habe.

„Aber hören kann's Alles. Thät auch ein besseres Loos verdienen, als den grantigen Lindensepp, der ihr Vater sein könnt; is fie do selber die gute Stunde. Dann wenigstens die Wiege nit ganz umsonst aufm Dachboden stüb', daß ein Trost hätt'. — Mei' da wär' wohl Einer, der thät für sie passen, thät's auch gern haben, aber selb is arm, und die Marga gebunden fürs Leben! Sell is der Tony, des Linden-Sepp Neffe. Ein braves Mannsbild, do allweil traurig. Die Marga hat's ihm angethan. Doch jetzt geh', und behüt' Di Gott. Zur Nacht komm wieder — i heb' Dir Knödeln mit Muß auf — weißt ja mein Kammerl —"

Das versprach der gewesene Altgesell. Ungesehen verließ er die Mühle.

* * *

Der Abend kam. Die sinkende Sonne färbte die Baumstämme mit purpurnem Lichte, aber in der Ferne zog schwarzes, drohendes Gewölk auf, als käme das erste vorzeitige Gewitter über die Berge gesaust.

Unter den mächtigen Linden hatte der Müller eine Art Laube zimmern lassen; so oft die Bäume blühten, konnte Marga ganze Stunden hier träumen.

Der Lindensepp war Nachmittags zum Kartenspiel nach Riedgau hinein gegangen, theils wollte er mit dem Ortsschulzen sich bereden, wie man den aufgetauchten Altgesell abschaffen und unschädlich machen könne.

Marga saß unter den knospenden Linden, hatte das Haupt an einen Stamm gelegt und sah den blauen Schwalben zu, die geschäftig und unruhig umherschossen, ein sicheres Zeichen, daß ein Wetter im Anzuge sei.

„Vergebt, Lindenmüllerin," sagte plötzlich der Tony, indem er ganz in die Laube trat, „vergebt! Fort muß ich, 's geh da zu Grund, hab zu schrecklich gelitten, Woch um Woch, Monat um Monat und Jahr um Jahr! Nun trag i's nit länger! Da drenten weit in der Fern' such ich Frieden. Nur behüt Gott wollt' ich Euch sagen, und reicht mir die Hand zum Abschied und gebt mir ein Zeichen, Marga, daß ihr nur meine sündige Lieb' verzeiht, wenn i schon Eure liebe Stimm' niemals hören werde."

Marga willfahrte seiner Bitte, und ihre ganze Seele lag in den süßen blauen Augen, die ihm das Geheimniß ihres Herzens, die Zuneigung für ihn, verriethen. Und als er im Uebermaß des Gefühls seine heißen Lippen auf ihre Hände preßte, da küßte sie ihn sanft auf die Stirn, und ein paar helle Tropfen fielen in seine braunen Locken.

Eine eiserne Faust packte den jungen Mann plötzlich im Genick und riß ihn empor und zur Laube hinaus. Vor Wuth sich selbst nicht kennend, schrie der Lindensepp:

„Hab i Dich endl.ch, Warm elender? Also hat heunt der Krugwirth Recht gehabt, als er mir die Augen geöffnet, daß mein Weib, mein schönes, mit dem Herrn Kassier spanselt (liebäugelt). Fort, Schurke, aus meinen Augen, und wenn Dich die Morgensonne hier noch findet, schlag i Dich todt!"

Hochathmend, ein paar Blutstropfen auf den Lippen, mit dem Willen sich zu wehren, stand der Tony da, deren, Gleiches mit Gleichem zu vergelten — da fiel sein Auge auf Marga, die todtenbleich, halb ohnmächtig, ihn flehend anblickte, und mit einem Laute, wie ein verwundetes Gazellwild, floh der Tony.

Ein heftiger Windstoß machte die Läden und Thüren der Gebäude zuschlagen; schon war das Gewitter über der Mühle. In seiner Wuth achtete der Lindensepp kaum darauf. Er packte Marga am Arme und höhnte sie:

„Hab' i die Scheinheiligkeit entlarvt? Gelt, wär Dir lieber, der Neffe, als der Ohm? Möcht'st nicht mit dem Jungen in die Welt geh'n? Hätt's nit von Dir denkt, Du stumme Kreatur, die mich mit ihren Augen behext hat?"

Ein starker Blitz, dann ein Donnerschlag und schwarz war der Himmel — wie mit Riesenfittichen kam der Sturm über die Heide.

Plötzlich schrie die Stimme der Anne-Marai:

„Lindenmüller — es brennt die Mühl' brennt!"

Im ersten Augenblick starrte der Lindensepp, sein Weib loslassend, auf einen rothen Schimmer, der von der Hofseite der Oelmühle kam — dann lachte er wild auf:

„Das hat mir der Bub, der Tony gethan! —"

In rasender Eile stürzte er hinüber, Marga mehr todt als lebendig hinter ihm her. Neue Blitze und Donnerschläge aus den Lucken und Sparren der Mühle drang dicker Qualm — dann leckte da und dort eine Flamme — ein Prasseln und Knistern — ein Knall, ohrbetäubend, und ein Theil des Daches flog in die Luft, während eine Feuergarbe hoch auffuhr.

Schon hörte man die Glocke von Hallanden und das Horn des Wächters in Riesgau — man hatte das Feuer bemerkt, und kam zu Hilfe.

„Die Schlüssel — die Schlüssel, Anne-Marei!" schrie der Müller und rüttelte an der starken Bohlenthür.

„Halbtodt vor Entsetzen stürzte die Magd in's Wohnzimmer, um die Schlüssel vom Hakorett zu holen — in der Nähe der Eichentruhe erhielt sie einen Faustschlag auf den Kopf und fiel zu Boden — dann sprang eine Gestalt zum geöffneten Fenster hinaus.

Unterdessen hatte der Lindensepp mit einer Holzart die Thür eingeschlagen. Dicke Rauchwolken kamen ihm entgegen, aber das Feuer hatte erst den rückwärtigen Theil der Mühle ergriffen. Wenn die Dorfspritzen rechtzeitig kamen, konnten Wohnhaus und Scheunen gerettet werden. Jetzt fiel ihm ein — auf dem Obergang standen vierzig Sack Leinsamen — sie mußten entfernt werden, sollten sie dem Feuer nicht schreckliche Nahrung bieten.

Beim Leuchten der Blitze eilte der Lindensepp die Treppe hinauf, aber der unerträgliche Rauch zwang ihn zum Rückweg; kaum hatte er unten die Mühlbühne wieder betreten, da fühlte er sich von hinten gepackt, an die Mauer gedrückt, und eine heisere Stimme schrie ihm ins Ohr:

„So — Freundel, jetzt wall'n wir Abrechnung halten — hab' Dir's versprochen heunt in aller Frah —"

Und ehe noch der Lindenmüller von seinen Kräften Gebrauch machen konnte, fuhr ihm ein Messer in's Herz, sein brechendes Auge starrte noch in das scheußliche Gesicht seines ehemaliger Altgesellen. Mit einem Satze war dann der Mörder davon und im Freien.

Die herbeigeeilten Bauern fanden die Mühle und den Schuppen vollständig in Flammen, Marga, bleich wie eine Leiche am Brunnen kniend und den Tony verzweifelt in allen Räumen nach seinem Oheim rufend.

Bauernwitz reicht nicht weit, und so hatten die Vorstände der Gemeinden Riesgau und Hallanden es sofort heraus, daß kein Anderer als der Tony der Mordbrenner sein könne. Er war der alleinige Erbe, hätte also Vortheil vom Tode des Lindenmüllers — Jedermann wußte es längst — außer dem blinden Betrogenen — wie sterblich der Bursche in die nunmehrige Wittwe verliebt war — vom Streit, und daß der Tony fort, und in die Fremde wollte, hatte der Lindensepp noch Nachmittags im Dorfe erzählt — ergo war nur er der Verbrecher.

Zu seinem eigenen und Margas Entsetzen nahm man den Tony gefangen. Vergeblich betheuerte er seine Unschuld, wollte nachweisen, daß er sofort nach dem Streite unter den Linden, das Gebäude nicht mehr betretend, bis zum Buchwald hinunter gelaufen sei, und dort in einem Winkel gelegen sei, bis er den Ausbruch des Feuers bemerkte.

Umsonst — kein Mensch glaubte ihm und als der Gewürzkrämer, alias Ortsrichter die Wohnstube untersuchte, und die erbrochene Eichentruhe fand, da war es ganz sicher, daß nur der Tony der Attentäter sein konnte — er hatte sich Reisegeld stehlen wollen.

Man führte den armen Verdächtigen hinein in die Kreisstadt und die wenigen Zeugen waren bald verhört. Andreas, der Knecht, kam erst nach der Löschung des Brandes — die Magd hatte stundenlang bewußtlos in der Wohnstube gelegen; auch jene entflohene Person nicht erkannt. Wohl traute sie dem Tony wie der den Mord, noch Diebstahl, noch die Brandlegung zu — in ihrem Herzen schlief die Furcht, „sie kenne den Verbrecher nur allzu gut", keinen Augenblick und dennoch vermochte sie es nicht über sich, den Zacharias anzugeben.

Marga hatte sich in wenigen Monaten schrecklich verändert. Ihre Aussagen schrieb sie nieder, da ihr die Sprache fehlte und der Richter wollte die Antwort laut. Sie mußte den Streit vor dem Brande angeben, aber ihre Augen weinten blutige Thränen, wenn sie des Gefangenen ansichtig wurde.

Der Tag des Urtheils kam. Der Schwurgerichtssaal war ganz überfüllt. Schon war das Für und Gegen nochmals erwogen und der Tony sah einem schimpflichen Tode entgegen — — da brachte ein Bote einen Zettel vom Pfarrherrn eines Dorfes:

„Einem schweren Sünder habe ich die Beichte abgenommen, der soeben verschieden. Zacharias Habermas, an der Schwindsucht verstorben, bekennt sich zur Brandlegung der Mühle und dem Morde an dem Lindenmüller Stefan Andrach. Zweihundert Goldkronen, die er den Freiendreen stahl, sind hinter der Scheune vergraben."

Und nun geschah etwas Außerordentliches.

Während der Angeklagte vor Aufregung halb ohnmächtig zurücksank, flog die Marga Andrach aus ihrer Zeugenbank auf ihn zu, nahm sein Haupt an ihre Brust, bedeckte sein Antlitz mit Thränen und rief so laut, daß Alle im Saale es hören konnten:

„Tony — Tony! Du bist ja unschuldig! Allmächtiger Gott! Ich wußte es ja!"

Das Glück und die Freude hatten der jungen Lindenmüllerin die Sprache wieder gegeben. —

Die Mühle hat der Tony nicht übernommen. Der reiche Linz, der Bäcker, hat sie gekauft. Dafür erhebt sich in der Heimath der Marga ein niedliches Häuschen, ganz überdeckt von grünem Wein. Im kleinen Blumengarten sitzt dort ein junges Weib und singt ihren goldblonden Erstgeborenen in den Schlaf — was ihr das Geschick unter den Linden versagt, das hat sie in dem kleinen Thale gefunden, wo die Frauen und Mädchen weiße Häubchen und buntseidene Brusttücher tragen.

Falsche Zähne.

Humoreske aus dem Leben.

Der Schriftsteller Eduard Sponer saß eines schönen Tages gerade an seinem Schreibsecretär und hauchte seine Gedanken auf ein Manuskript, das für ein größeres Journal bestimmt war, als sein Freund Müller, der vor einigen Monaten erst in den Ehestand gebissen hatte, zu ihm eintrat und ein Gesicht machte, als wenn der Apfel recht sauer gewesen wäre.

Er ließ traurig den Kopf hängen und sah ganz apathisch vor sich hin.

„Aber, Freund, was fehlt Dir denn? Bitte vertraue Dich mir an," so forschte Sponer ihn aus.

„Denke Dir, Eduard, ich habe falsche Zähne," entgegnete Müller nach einer Pause schwermüthig, mit einer gewissen Angst in den Mienen.

„Und darum lässest Du Dich so verstimmen?"

„Ach, es ließe sich ja auch noch ertragen, wenn sie es nur wüßte," sagte er schon etwas beruhigter.

„Sie? Wen meinst Du damit?" fragte jetzt der Schriftsteller.

„Meine Frau, meine Lisbeth. Als ich nämlich noch Bräutigam war, wollte ich — wie Du leicht begreifen wirst — aus einem gewissen Grade von Eitelkeit, diesen Mangel nicht eingestehen, und nun, da ich verheirathet bin, fällt's mir ungeheuer schwer. Wer weiß, ob sie mir ihre Hand gereicht haben würde, wenn sie diesen Umstand gewußt hätte —"

„Ach was, die Folgen einer solchen Unterlassungssünde brauchst Du kaum zu fürchten. Mir ist wenigstens kein Fall bekannt, daß ein treues, braves und liebendes Weib ihren Gatten verlassen hätte einiger falscher Zähne wegen."

„O Gott, es ist mehr als das; mein ganzes Gebiß ist ja falsch," klagte Müller, das Haupt in die Hand stützend.

„Nun, um so viel besser! Dann fällt es eben nicht auf!"

„Wie soll ich es nur meiner Lisbeth eigentlich beibringen?"

„Sei ruhig, ich werde die Sache in die Hand nehmen," sagte Sponer.

„O, edler Freund! treue Seele!" rief jener erfreut und gab dem Schriftsteller so innig und gewichtig die Hand, daß dieser glaubte, er wolle ihm die Finger zerbrechen. „Doch ich will Dich nun nicht länger aufhalten; ich sehe, Du hast zu thun. Adieu! Und er verließ eilig den Schriftsteller.

* * *

Am nächsten Morgen sehen wir Eduard Sponer wieder an seinem Manuskript sitzen und arbeiten.

Wieder klopft es.

„Herein!"

Da stürzt freudestrahlend Freund Müller herein und ruft, indem er den Schriftsteller herzlich umarmt: „Triumph! Triumph! jetzt endlich ist es überstanden!"

„Was meinst Du denn?" fragte ihn Sponer verwundert.

„Na, sie weiß es!"

„Wer?"

„Na, Lisbeth!"

„Aha! Du meinst die Zahngeschichte."

„Jawohl."

„Nun, so erzähle mir doch."

„Gut," sagte Müller und begann: „Gestern Nacht ist es herausgekommen, die Geschichte mit den Zähnen.

Ich hatte bis spät Nachts gearbeitet und Lisbeth war schon vor mir schlafen gegangen. Als ich meine Arbeit beendet, öffnete ich, um Lisbeth nicht zu stören, behutsam die Thüre des Schlafgemaches und trat unter äußerster Rücksichtnahme so leise ein, daß sie, das Dienstmädchen vermuthend, mit gedämpfter, schlaftrunkener Stimme sagte: „Anna, legen Sie meine Zähne von der Kommode auf den Nachttisch herüber."

„Nicht möglich!" fiel hier sichtlich erstaunt der Schriftsteller ein.

„Ja! Ich muß gestehen, ich stand starr da wie eine Bildsäule, aber nur wenige Augenblicke hindurch, bis ich zur Besinnung kam und die ganze Situation begriff. Dann näherte ich mich ihr leise und sprach ebenso: „Lisbeth!" und in der nächsten Minute bekannte ich ihr meine Schuld, wir sprachen uns aus und — verziehen uns. Ach, Du hast gar keine Ahnung, wie doppelt glücklich ich jetzt bin, jetzt, wo der Alp von meiner Brust genommen ist. Ein Stein ist mir vom Herzen gefallen," so beendete er seine Erzählung.

„Von meinem auch," setzte der Schriftsteller ergänzend hinzu, „denn ich bin wirklich froh, daß die Angelegenheit nun zur allgemeinen Zufriedenheit geordnet ist. Es ist ein Unglück" —

„Wenn man falsche Zähne hat," schloß Müller die Betrachtung seines Freundes, „aber nie wieder werde ich ein Geheimniß vor meiner Frau haben."

Das Geständniß hat Müller auch bis jetzt gehalten; hoffentlich wird er demselben nimmer im Leben untreu.

Ein unangenehmer Gast.

(Vor dem Theater.) „Da schau' 'mal Fritz, hier schläft Einer! Der meint gewiß, er sei drinnen!"